

Nachdruck verboten.

Ein Walzer.

Skizze von Reinhold Ortmann.

„Du siehst angegriffen aus, liebes Herz! fürchtest du nicht, daß dich der Ball zu sehr anstrengen wird?“

Der stattliche dunkelhäutige Mann hat es im Tone aufrichtiger Besorgnis gefragt. Er steht, zum Ausgehen gekleidet, inmitten des traulichen kleinen Boudoirs, das von einem schweren süßen Duft erfüllt ist — jenem Duft, den er einst so sehr geliebt hat und der ihm jetzt immer wie etwas Peinliches auf die Nerven fällt. Die junge Frau, die trotz der vorgerückten Nachmittagsstunde noch im spitzenbesetzten Regligé auf dem Ruhebett liegt, sieht mit zaghaftem Lächeln, dem Lächeln eines schüchternen Kindes zu ihm auf.

„Aber es wäre dir doch gewiß ein Opfer, Egon, wenn du meinetwegen auf das Vergnügen verzichten solltest. Ich weiß ja, du gehst sehr gern zu den Soubors.“

Er betrachtet mit einem Male sehr angelegentlich das über dem zierlichen Damensreibtisch hängende Bild.

„Ich gehe zu ihnen natürlich nicht lieber als zu hundert anderen Leuten. Aber es würde allerdings wohl schädlich sein, daß ich mich wenigstens auf ein Stündchen blicken ließe. Sie können es mit Recht übel nehmen, wenn wir wegen deiner Unpäßlichkeit im letzten Augenblick beide abgagten.“

Das Lächeln verschwindet von dem blassen Gesicht der jungen Frau.

„Du willst allein hingehen? Noch vor einem halben Jahre hättest du das nicht getan.“

„Aber, liebes Kind, man ist doch nicht ewig in den Fittchen. Und man schuldet den Leuten gewisse Rücksichten — siehst du denn das garnicht ein? Uebrigens hast du noch zwei Stunden Zeit, ehe du dich anzukleiden brauchst. Hoffentlich fühlst du dich bis dahin wieder wohl genug, um mich zu begleiten. Das wäre mir selbstverständlich das Liebste.“

Er tritt auf das Ruhebett zu und beugt sich über die Liegende herab, um sie zum Abschied auf die Stirne zu küssen. Dabei gleitet ihm, ohne daß er es bemerkt, etwas aus der Brusttasche seines Rockes — ein schmales, rebschwarzfarbiges Briefchen, das wohl allzu sorglos eingesteckt war.

Frau Magda hat es gesehen, aber sie macht ihn nicht auf seinen Verlust aufmerksam. Während sie unter der kühlen, flüchtigen Berührung seiner Lippen ein wenig zusammensuckt, legt sie mit einer geschickten Bewegung ihre Hand auf das kleine Billet, so daß er es nicht sehen kann, als er sich aus seiner gebückten Stellung aufrichtet.

„Auf Wiedersehen also, liebes Herz — und gute Besserung.“

Damit ist er hinaus und er atmet auf, als er die Türe hinter sich zudrücken kann. Der süße Duft da drinnen ist ihm nachgerade wirklich unerträglich geworden. Aber er mag es seiner Frau nicht sagen, denn er weiß, daß sie sich des starken Parfüms nur deshalb bedient, weil er es früher an ihr so gern gehabt hat. Frauen sind in solchen Dingen so thöricht; sie verstehen es nicht, daß einem heute widerwärtig sein kann, woran man sich gestern entzückt hat. Und er ist rücksichtsvoll genug, ihre Empfindungen zu schonen.

Ein lang anhaltendes Klingeln ruft zehn Minuten später die Jofe in das Boudoir. Sie schreit erschrocken auf beim Anblick ihrer Herrin die beide Hände auf das stürmisch arbeitende Herz gepreßt hat und mühsam nach Athem ringt. Einen so heftigen Anfall des neuerdings immer bedrohlichen Leidens hat sie noch nie bei der jungen Frau gesehen.

„Die — Tropfen —, Bertha! — Ich glaube — ich — muß — sterben.“

Das bestürzte Mädchen beeilt sich, ihrer armen Herrin die lindende Arznei zu reichen. Als sie sich mit dem Löffel dem Ruhebett nähert, raschelt es unter ihrem Fuße. Sie bückt sich nach dem zertrümmerten, rebschwarzfarbigen Papier, auf das sie getreten. Aber während sie es besaham auf das Tischchen legt, kann sie sich in echter Jofenueugier nicht enthalten einen Blick darauf zu werfen.

„Mein süßer, geliebter Herzensschatz —“ liest sie. Mehr kann sie so im Jünger leider nicht erschauen. Und zu weiteren Indiskretionen läßt Frau Magda ihr keine Zeit.

„Es ist gut, Bertha! — Mir wird schon besser. Sie können gehen.“

Und dann als das Mädchen schon aus der Thür ist, klingt es mit schwacher Stimme vom Ruhebett herüber:

„Bringen Sie mir das blaue Gesellschaftskleid herein. Ich will sehen, ob ich es heute noch einmal anziehen könnte.“

„Aber gnädige Frau wollen doch nicht —“

„Ich weiß noch nicht, ob ich ausgehen werde. Aber bringen Sie mir das Kleid jedenfalls herein.“

Ein paar Minuten später bauscht sich der zarte, duftige Stoff über einem der Sessel. Es ist unter all' ihren Toiletten diejenige, die ihr die meiste Bewunderung eingetragen hat. Als sie sie zum ersten Mal angezogen, war ihr Mann vor ihr niedergekniet und hatte im Ueberflusse des Entzückens das feine Gewebe gestreift, das sich so weich und anmuthig um ihre jungen Glieder schmiegte. Ein weiches Lächeln glüht um ihre Lippen, während ihre Hand über den Stoff dahingleitet — vielleicht über die nämliche Stelle, auf der damals sein Mund geruht. Sie fühlt sich so schwach, daß sie sich kaum aufrichten vermag. Aber als ihr das Mädchen jetzt den alten Hausarzt meldet, der neuerdings brinche täglich unter diesem oder jenem Vorwand vorspricht, nimmt sie ihre ganze Kraft zusammen und gewinnt es wirklich über sich dem Eintretenden eine heitere Miene zu zeigen.

Doch nur ein paar Minuten lang kann sie ihn damit täuschen. Sobald er den wild und unregelmäßig hastenden Puls gefühlt hat, macht er ein sehr ernstes Gesicht. Und nun kann sie den eben überstandenen Anfall nicht mehr leugnen.

„Ich werde Ihnen noch ein anderes Medikament verschreiben“, sagt er. „Und dann müssen Sie mir versprechen, sich ganz ruhig zu verhalten, keine lebhafteste Bewegung — kein lautes Wort! Ihr Herzogen bedarf wirklich dringend der äußersten Schonung.“

Sie nickt also wäre sie mit allem einverstanden. Und dann, während sie sich wieder zu einem Lächeln zwingt, fragt sie mit einem kleinen Anflug von Schelmerei, der dem alten Manne nach dem eben ermittelten Befunde schmerzhaft in die Seele schneidet:

„Wenn ich nun heute auf einen Ball ginge, Herr Sanitätsrath — glauben Sie, daß es mir sehr schaden würde?“

„Weshalb soll ich Ihnen darauf antworten?“ sagt er ausweichend. „Es ist doch nicht im Ernste davon die Rede.“

„Aber ich möchte es gerne wissen — nur um mich vor meinem Manne zu rechtfertigen, wenn ich ihn nicht begleiten kann.“

„Es würde mir sehr schaden nicht wahr?“

„Es würde eine Tollheit sein, liebe Frau Magda, eine schwere Verfehlung. Denn so gewiß wir Sie in einiger Zeit wieder herstellen werden, wenn Sie sich hübsch ruhig verhalten und jede Anstrengung oder Aufregung vermeiden, so gewiß würde eine derartige Extravaganz Ihren Zustand bedenklich verschlimmern.“

Sie lächelte noch immer.

„Tanzan darf ich wohl gar nicht — wie? Ich könnte wohl gar den Tod davon haben?“

„Sie würden den Tod davon haben“, sagte er sehr ernst. Einer leichtsinnigen, vergnügungssüchtigen jungen Frau ist seiner Erfahrung nach jede Thorheit zuzutrauen, und darum hält er es für seine Pflicht, sie durch rücksichtslose Offenheit zu warnen. Und Frau Magda zeigt sich gar nicht sehr bestürzt oder niedergeschlagen. Sie brüht ihm sogar dankbar die Hand.

„Ich fühle es selbst“, sagt sie. „Aber ich wollte es gerne von Ihnen bestätigt hören.“

Der Sanitätsrath schreibt sein Rezept und geht. Sobald sie das Dabonrollen seines Wagens gehört hat, klingelt Frau Magda nach der Jofe.

„Legen Sie alles zurecht, Bertha — und machen Sie sich bereit, mich zu fröhren. In einer Stunde muß ich für den Ball angekleidet sein. Ich möchte nicht, daß mein Mann auf mich wartet.“

Das Mädchen macht ein unförmlich erschauertes Gesicht; aber es wagt nicht zu widersprechen. Und als Egon nach Hause kommt findet er zu seiner — wie es scheint, nicht sehr angenehmen — Ueberraschung seine Frau bei der Toilette. Sie sitzt mit hochgerötheten Wangen und eigenhümlich leuchtenden Augen vor dem Spiegel. Obwohl ihre Schönheit keinen Reiz mehr für ihn hat, macht er doch in der Stille seines Herzens die Bemerkung, daß sie niemals hübscher ausgesehen habe als gerade heute.

Natürlich macht er jetzt keinen Versuch mehr, sie zum Daheimbleiben zu bewegen. Er hält ihr Leiden nicht für bedenklich und von dem, was während seiner Abwesenheit geschehen ist, hat er ja keine Ahnung. Wenn sie auf den Ball gehen will, wird sie sich wohl auch kräftig genug dazu fühlen. Und eine all' zu weitgehende Besorgnis könnte überdies leicht ihren Argwohn wecken.

So wartet er geduldig, bis sie mit dem Anziehen fertig ist, und das Kompliment, das er ihr dann über ihr Aussehen macht, ist ganz aufrichtig gemeint. Aber es fällt ihm heute nicht ein, vor ihr niederzuknien und ihr Kleid zu küssen. Heute küßt er nicht einmal ihren Mund, der so freundlich lächelt und doch zugleich wie in mühsam verhaltenem Weinen zuckt. Rittersich bietet er ihr den Arm und führt sie zum Wagen. Daß sie unterwegs nicht spricht, bemerkt er wohl kaum. Denn alle seine Gedanken sind bei jener anderen, von der er weiß, daß es unter all' ihren Gästen nur er allein ist, den sie mit heißer Sehnsucht erwartet.

In raschen Schlägen klopf sein Herz als er der blühenden Schönheit prangenden Dame des Hauses die Hand läßt. Ein paar gleichgültige Worte nur werden zwischen ihnen gewechselt; aber sie beherrschen ihre Miene nicht wie sie ihre Jungen beherrschen. Und zwei feierlich leuchtende Augen lesen in diesen Blicken alles, was die verrätherischen Worte des Briefchens vielleicht noch verschwiegen.

Dann loden die Klänge der Bigener-Kapelle zum Tanz, und die Paare finden sich zusammen.

„Kosen, aus dem Süden“ Walzer von Strauß, liest Frau Magda auf ihrer Tanzkarte, und ihr Busen hebt sich unter dem busigen Kleide, als ob er seine beengenden Fesseln zersprengen wollte. Das war der erste Walzer, den sie mit Egon getanzt hat, und während dieses Tanzes hatten sich einst ihre Herzen gefunden. Gerade als er auf die Dame des Hauses zutreten will, um sie anzusprechen, legt Magda ihre Hand auf seinen Arm.

„Laß uns diesen Walzer tanzen, Egon! Er weckt in mir so liebe Erinnerungen — und ich gönne ihn keiner anderen.“

Ein Schatten des Mißvergnügens fliegt über sein Gesicht; aber er hat gelernt sich zu beherrschen, und sein schlechtes Gewissen macht ihn doppelt rücksichtsvoll. So legt er gehorham seinen Arm um Frau Magda's zarte Gestalt, und sie wirbeln als die Ersten nach dem Takt der einsamstehenden Melodie über das spiegelglatte Parquet dahin.

Mit großen glänzenden Augen sieht die junge Frau zu ihrem Tänzer auf. Ihre halb geöffneten, feuchten Lippen schimmern heute wieder so frischroth, wie an dem Abend, da ihre kauschen weichen Linien ihn zuerst entzückten. Ihre Wangen glühen, und immer fester, immer inniger schmiegt ihr schlanker, mädchenhafter Leib sich in seinen Arm. Aber er glaubt, den stürmischen Schlag ihres Herzens an seiner Brust zu fühlen, und er sagt leise:

„Nun ist es genug, Magda — es strengt dich zu sehr an.“

Aber ihre feinen Finger umklammern seinen Arm, und sie haucht mit einem verzückten Lächeln:

„Weiter — weiter! — Es ist so wunderschön!“

Da hat er nicht mehr den Muth, auf seinem Willen zu beharren, und sie tanzen fort — bis der leichte Körper mit einem Mal bleiern schwer in seinen Armen liegt, bis es plötzlich wie ein feiner Nebel über die großen, weit geöffneten Augen geht und bis das rasche Atmen der wogenden jungen Brust in einem rachelnden Stöhnen erstickt.

„Du Süßel!“ schreit er in seinem ersten fassungslosen Entsetzen auf, daß es wie ein schriller Nisthon den von Fröhllichkeit und Wohlklang erfüllten Saal durchgellt. „Um Gotteswillen — einen Arzt!“ Sie stirbt ja — sie stirbt! —

Als hülfsbereite Hände der sterbenden jungen Frau in einem Nebenraume das Nieder Wfen, fällt ihnen ein Papier entgegen, das sie auf dem gebrochenen Herzen getragen, ein schmales, rebschwarzfarbiges Briefchen mit der Adresse: „Mein süßer geliebter Herzensschatz!“ Eine der Damen reicht es dem leichenblass abseits stehenden Gatten. Da stöhnt er auf wie ein zu Tode getroffenes Thier und wirft sich vor der Verschwindenden auf die Knie, um den Saum ihres Kleides zu küssen.

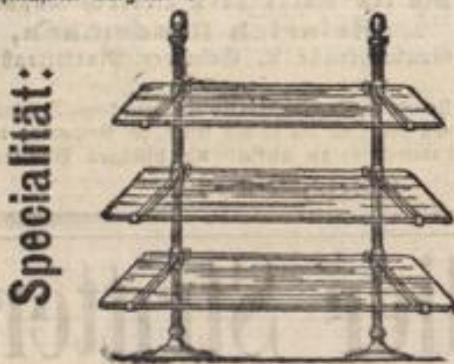
„Vergieb mir — vergieb!“

Aber sie hört ihn nicht mehr. — — —

Gießerei u. mech. Werkstätte mit Motorenbetrieb

Jakob Becker, Frankenkasse Nr. 5,

empfehlte sich in allen Gieß- und mech. Arbeiten. Reparaturen an Fahrrädern, sowie Ersatzteile, Verarbeiten u. dgl. werden prompt und schnellstens ausgeführt. 5888



Spezialität:

Erker-Gestelle.



Doppel-

leitern, haltbare, mit gepreßten Eisenstufen in allen Größen vorrätig. Beste Zeugnisse! Prospekte frei. 6581

Jalousie- und Rolladenfabrik Maxaner, Wiesbaden, Seerobenstr. 22. Telephon 150.

Zur Ballaison

empfehlte sich im Damen-Graviren in und außer dem Hause 6874

Heinrich Rufe, Friseur, Gerichtstraße 3.

Man verlange Scherer's Cognac

Gg. Scherer & Co. Langen

Ärztlich empfohlen.

Preise stehen auf den Etiketten.

Flasche Mk. 1.90, 2.50, 3.—, 3.50, 4.—, 5.—

Cognac zuckerfrei Flasche Mk. 3.—

Vorzüglich für Genesende und Zuckerkranken.

Niederlagen durch Placate kenntlich.

Kohlen

kann in bester Waare zu den billigsten Preisen liefern und lade Jedem ein, sich durch Probebezug von der besten und ausdauernden Bedienung zu überzeugen.

la Consum Auf I u. II Mk. 1.18 bezm. Mk. 1.12 per Centner, 6340

der Aufbereitung entsprechend, in loser Fuhre netto gegen Kasse.

W. Thurmman Jr., Wiesbaden, Wellstrasse 19. Telephon 546 (Bernstein)

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,

E. Plämerer & Co.

Dogheim bei Wiesbaden (Teleph. 771).

übernimmt Hotel-, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung, kostenlose Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.

Nur erster Zechen

per Halbfette Salon Auf II nicht rußend, nicht badend etc. etc. empfiehlt billigt

Aug. Külpp,

Teleph. 867. Comptoir: Sedanplatz 3.

Kohlen

Sterbe-Kasse des Cv. Arbeiter-Vereins.

General-Versammlung

findet Montag, den 26. d. Mts., Abends 9 Uhr im Gemeindehaus, Steingasse 9, statt. Um pünktliches und zahlreiches Erscheinen wird gebeten. 7080

Der 1. Vorsitzende: Carl Kirehner.

Eichen- u. Buchen-Brennholz,

geschnitten u. gespalten, ganz trocken, per Centner frei Haus, Mk. 1.25 empfiehlt 4554

Tel. 4258. M. Cramer, Feldstraße 18.

Täglich frisch gebadene Fische

Fischconsum Wilh. Frickel,

Wellstrasse 33. Telephon 2234. 6277



Nr. 22

(2. Beilage.)

Dienstag, den 27. Januar.

1903

Kraft des Schicksals!

Roman von H. von Gersdorff.



Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er aber wußte nicht, daß sein Blick argwöhnisch, sein Ton rauh waren. Er hatte sich sogar vorgenommen, all dergleichen Zeichen seiner Stimmung oder Verstimmung gegen sie zurückzuhalten. Der Moment, als er soeben allein drunten im Eßzimmer gesessen, war ein kurzes, recht scharfes Hinabschauen in die dunkle Tiefe seines eigenen Herzens gewesen. Aber — was hilft's. Versprechen und Halten — auch sich selbst — seinem besseren Selbst — ist zweierlei, wenn man sofort eben beim Wort sich genommen sieht.

Und nun ihr schuldbolles Eröthen, der ohne Zweifel feindselige Blick, der einen flüchtigen Moment lang unter den rasch wieder gesenkten Wimpern ihn streifte.

Sie hatte ein altes, vielfach zerrissenes gewesenes und geflicktes Reitkleid an. Auf manchem recht rücksichtslosen Ritt durch Dick und Dünn, Dornestrüpp, sumpfigen Waldparthien — auch durch böses Wetter, das sie unterwegs überrascht, sahl und fuchsig geworden, war es das, nun, was Wilhelm eine „ehrenvolle Fahne“ nannte. Eleganter „Reitbrei“ freilich nicht mehr, aber wie schön, wie reizvoll sah die Frau darin aus. Mit der Zeit war es ihr etwas zu eng geworden und schmiegte sich nun, wie ein Handschuh, fast zu knapp an die Formen dieser schlanken, herrlichen Gestalt. Aus der wasserbichten Regentapuze, deren Kragen die Schultern deckte und den Nacken wie eine Art Westminster schützte, sah ihr volles Gesicht mit der großen Welle goldblonden Haares, die ihr in die Stirn fiel, mit diesen großen, im Moment recht kampfesmüthig aufblitzenden Augen, dem äppigen, jetzt etwas trotzig gewölbten Munde, so jung, so bezaubernd aus, daß Renate beinahe einen Ausdruck von Kindlichkeit hatte.

Aber — lezteres war eben nur einen Moment — sie war zu sehr an Selbstbeherrschung und Gehorsam gewöhnt, die sie bis zur immergleichen Gelassenheit dem Manne und der Schwägerin gegenüber geführt hatten.

„Ich will reiten, wie du siehst.“

Er sah sie prüfend an: Bitterte ihre Stimme nicht?

„Oder darf ich nicht? Willst du es verbieten?“

Wann war je ein so trotziges Etwas gegen ihn in ihrer Stimme aufgeklungen, während ein eigenthümliches Lächeln, das aber nichts Dergleichen hatte, ihr Antlitz überflog, gleich dem bläuhenden Schimmer eines Sonnenstrahls, der soeben durch das Blumenfenster über die Treppe fiel.

Unten klappte die Hausthür, die Rose kam eiligst ein paar Stufen herauf.

„Die Polly ist da, Frau Baronin. Der Sullkeit fragt, ob er auch mit soll, oder ob — ach! da ist ja der Herr Baron“, unterbrach sie sich zurücktretend. Sullkeit war der Sohn des Nachwächters und Reitknecht im Rutschstall.

„Nein“, sagte Renate mit ruhigem Ton, ohne ihren Mann anzusehen, „ich reite allein.“

„Bei dem Wetter? Allein?“ fragte er scharf, „warum? Was ist das für eine ausgefallene Idee?“

Seine Stirn röthete sich.

„Es ist mir ganz schrecklich, wenigstens sehr peinlich, beim Reiten immer einen Reitknecht, der natürlich immerlich sehr unzufrieden ist über „meine ausgefallene Idee“, hinter mir traben, galoppieren, oder je nachdem stillhalten zu hören, wie so eine Art lauter Schatten.“

Jetzt lachte sie, aufrichtig amüsirt. Damit ging sie an ihrem Manne vorbei, die alten, ebenfalls von manchem scharfen Ritt sehr mitgenommenen Wildlederhandschuhe über die Hände ziehend.

Er sah sie, beinahe schen, von der Seite an.

„Sag mal, Renate, bekommst du Launen? Willst du so ein bißchen werden, was man verdreht nennt? Dann sag es, bitte vorher.“

„Himmel! Wilhelm, mach doch nicht solch einen Lärm um einen kurzen Ritt im Regen“, sagte sie leicht; „du bist doch sonst nicht so ängstlich mit mir und weißt daß die Polly beinahe ebenso alt ist wie ich und auch keine gefährlichen Sprünge mehr macht.“

„Um so unbegreiflicher solch eine Idee.“

„Ich habe Kopfschmerz, schlecht geschlafen —“

„Ja, das weiß ich — und heute früh schon geweint, wozu du bisher noch immer keinen Anlaß fandest bei mir.“

Sie war entschieden heute ganz anders als sonst, dachte er, und Erinnerungen stiegen vor ihm auf, daß sie vor Jahren oft auch eine ganz andere gewesen war, als er geglaubt daß ihn manchmal auch vor Jahren schon irgend wie etwas in ihrem Wesen erschreckt, ja gewarnt haben wollte.

Er sagte nichts, und mit ihr vor die Hausthür tretend, wo Sullkeit die Polly, ein altes, aber völlig blutreines Thier lose am Bügel hielt, untersuchte er, wie stets, die Sattelung auf absolute Sicherheit.

Renate sah zu und wie eine Entschuldigung kam es ihr auf die Lippen.

„Laß mir doch auch mal eine Laune zu, wenn du sie auch nicht nett findest. Man wird eben alt, und da findet sich so etwas.“

Er erhob sich aus seiner gebückten Stellung, in der er mit der Hand prüfend über eine dicke Stelle an der feinen Fessel des Pferdes gestrichen, und sagte zu dem Reitknecht:

„Ihr füttert zuviel, Karl. Die Polly wird zu schwer für ihre Beine und hat zu wenig Arbeit. Von morgen an täglich zwei Stunden bewegen. Willst du aufpassen, Renate?“

Er hielt ihr die flache Hand hin. Kaum berührte ihr schmales Fäßchen in dem hohen glänzenden Reitstiefel diese und sie sah im Sattel.

„Es hat aufgehört zu regnen!“ rief sie erfreut, und die Luft ist herrlich, ordentlich frühlingssduftig.“

Wilhelm antwortete nicht darauf, sondern wandte sich zu dem Reitknecht, der sich entfernen wollte.

„Macht euch fertig. Ihr begleitet die Frau Baronin. Aber nicht so dicht auf. Frau Baronin liebt das nicht. Nur in Sicht

behalten. Verstanden? Auch die besten Pferde haben mal ihre Mucken, und so ein Kassegaule, wenn er noch so alt geworden ist, kriegt doch noch mal's Durchbrennen, wenn er 'n altes Signal hört oder sich's einbildet."

Der Reitknecht war gleich bei dem Befehl, sich fertig zu machen, nach dem Stall gelaufen.

Wilhelm sprach zu dem Pferde, das er sanft mit der Hand auf den wie schwarzer Atlas glänzenden Hals klopfte, an dem die Venen des abligen Blutes in unruhigem Spiel auf- und abzuckten.

"Wilhelm, du quälst mich wirklich mit dieser Aengstlichkeit", sagte Renate mit unbefangener Verdricklichkeit.

"Ja, siehst du, Renaten. Wenn du irgend einen Unfall hast — und es könnte doch sein, selbst die dicke Polly könnte mal als weibliches Wesen Launen kriegen — kommt die Verantwortung auf mich. Ihr gehört mir alle beide und habt alle beide euren Werth für mich", schloß er lachend.

Sie lachte aber nicht mit, sondern rührte ein wenig an den Bügeln, so daß das Pferd, in der Meinung, es solle nun rasch losgehen, etwas erschreckt eine recht heftige Kehrtwendung gegen den Parkweg hin machte, den man meist hinuntergeritten war, um auf den Landweg nach dem Walde hin zu kommen.

"Das war recht dumm!" rief Wilhelm ärgerlich Renaten nach. "Um ein Paar hättest Du das Gleichgewicht verlieren können."

"Unmöglich!" tönte es etwas übermüthig zurück. "Aber wenn mir der Karl soviel Längen vorgeben soll, um mich nur 'in Sicht zu behalten, dann muß ich zuerst mal vom Fled kommen."

Damit war sie, sich tief unter den großen Nadelsträuchern bückend, die einen Extra-Regenschauer auf sie niederströmten, verschwunden.

In kurzem Trabe den Parkweg entlang, der tiefe Wasserfurchen in den gestern ausgefahrenen Gleisen trug. Das Wasser spritzte klatschend empor unter Pollys feinen Hufen. Jetzt links um, auf dem Saumwege am Moor vorbei.

"Ja, da könnte ein Reiter mit Pferd versinken und kein Mensch könnte wissen, wo er geblieben ist", dachte Renate mit leichtem Schauer auf dem fahlen Gestrüpp, das Geftrüpp um den Entenpfuhl mit den Augen suchend.

Und nun einen Blick rückwärts. Ah, von Karl noch keine Spur, also vorwärts.

Polly, nimm dich auf, jetzt gilt's, Galopp, an! Mit ein paar Sprüngen sind wir bei dem neuen Kirchhof vorbei, auf der andern Seite über die Brache, und kein Reitknecht kann uns mehr sehen, denn der trottel den gewöhnlichen alten Landweg — am Dorf und an der Post vorbei, wie immer — führt uns dabei den Rücken zu und reitet immer schneller, und entfernt sich immer weiter nach der anderen Seite. Ah, Wilhelm, nun bist du doch betrogen — — und nur der arme Karl bekommt kein böses Wetter. Kein Tropfen Regen mehr, herrlich! Da zieht's schon ordentlich bläulich auf. Ah, wie das wohl thut, so den lauen Wind um Stirn u. Augen — —, reitet sich aber schlecht, diese aufgeweichte Brache ist häßlich. Nun, munter, munter, Polly, heb die alten steifen Beine; nur noch ein paar Schritte, dann sind wir geborgen. Ah, geborgen! In der That.

Renate war hinter den dicht stehenden Tannen- und Birkenstämmen der Waldbüsch verschwunden und, sich umwendend, die Rechte auf den Sattel stützend, sah sie lächelnd, wie eben der Reitknecht aus dem Parkwege bog, einen Moment anhielt, sich suchend umsehend und, seinen hochbeinigen Lehmhufs in langen Trab sehend, den gewohnten Reitweg in der Richtung des Kirch- und Postdorfes aufnahm.

Renate aber ritt den schmalen Waldweg hinab. Im Schritt, die tief niederhängenden, nassen Zweige zuweilen mit der Hand abbiegend. Ihr Gesicht hatte den heiteren Ausdruck, den die harmlose List und ihr Gelingen darauf gelegt, verloren.

Ernst, fast schwermüthig, blickte sie in die Tiefe des Waldes, auf seine Sträucher und Bäume, sein innerstes Leben, das allüberall vom Sterben und Vergehen von der eisenen Zeit sprach. Tod und Zeit, an niemand und an nichts vorübergehend, rühne es zu berühren, zu zeichnen. Der Weg war fast trocken, hart mit Nadeln der uralten Fichten bestreut. Die Hufe des Pferdes glitten immer ein ganz klein wenig zurück auf dieser glatten Decke.

Die paar Stunden sanften feinen Regens schienen hier kaum die Strauchpartien durchnäßt zu haben. Wie licht das Gerank der fahlen Aeste, da und dort ein sonst heimlich geschütztes Nestchen offen dem Wetter preisgebend, da ein Mäuschen in die dunkle warme Erdbentiefe eines schwarzen Loches schlüpfend, glänzend naß und sehr eilig und dort ein größeres Thierchen mit neugierig schwarzen Augenlein aus solch einer behaglichen Höhlenwohnung heraussehend in den Tag, in den blauen, aber immer breiter werdenden Sonnenstreifen, und augenscheinlich neugierig

erschreckt nach Pollys Sufritt hinschauend, um eiligst zu verschwinden. Da, an dem großen Ebereschenbaum hing wirklich noch ein Sträuslein zusammengetrodener rother Beeren, da auch — — — Ah ja, das war ja der Dohrenniet gewesen, die künstlich angebrachte Lockspeise für die hübschen kleinen Drosseln, die Wilhelm zu Duzenden, ja wirklich, wie ein Wilder, (dachte sie mit krausem Lippenverziehen), verschlingen konnte. Alles alles genießend, kaum die Krällchen liegen lassend, und sie selbst konnte nicht eins mehr essen, seitdem sie einmal den grausamen Tod solch eines kleinen Geschöpfes, das mit dem Weinchen sich in der Pferdehaarschlinge gefangen, gesehen hatte. So, nun mußte sie aber auf ihren Weg aufpassen. Wenn sie rechts weiter ritt, den gebahnten Weg, kam sie dem Reitknecht gerade entgegen auf die Lehmhaussche hinaus. Also links, zwischen den Stämmen hindurch am neuen Kirchhof vorbei. Wo war er denn nur? Man mußte ihn jetzt doch, wo Sträucher und Bäume dem Auge wenig Aussicht versperrten, ganz gut schon von ferne sehen. Das Gitter war ja im Sommer erst neu angestrichen worden und mußte glänzen in der fahlen Sonne.

Ah! da war er ja. Die Thore gastlich geöffnet mit seinen Anpflanzungen von jungen Beerenobststräuchern. Wilhelm griff alles praktisch an. So lange der Platz zu nichts anderem gut war mochte er sich den Lebendigen nützlich machen. Der alte Kirchhof war übrigens wirklich schön, lag ziemlich tief im Forst, war aber besetzt bis auf den letzten Platz. Da lagen auch die Eltern Wilhelms und zwei als Kinder gestorbene Geschwister.

In der Mitte der Stachelbeer- und Johannisbeercultur des neuen stand ein eisernes Kreuz ohne Inschrift vorläufig, ziemlich rostig schon, aber es bezeichnete den ernstesten, geweihten Platz. Hüben und drüben eine hübsche Bank, auch Eisenconstruktion und Eichenholz.

Wie konnte Wilhelm nur auf solche Idee kommen, diesen vorzeitigen Ruheplatz zu schaffen? Sie waren doch noch Alle gesund und jung in Rothberg. Besonders damals; aber das war ja richtig. Im Spätsommer nach der Ernte, wenn er nichts zu arbeiten hatte, kam er auf recht sonderbare Gedanken. Früher reiste er zu der Zeit immer, mit recht fraglichem Nutzen, dachte Renate, aber seitdem er verheirathet war, hatte er gemeint alle Jahre ginge das nun nicht mehr der Haushalt koste gar zu viel mehr, und wenn man auf solch einer Reise eine passende Frau gefunden hatte, nun, dann konnte man es füglich ganz aufsteden. Älter und schwerfälliger war er doch auch geworden und am liebsten blieb er nun auf der Scholle, bequem ausruhend, billig, in gewohnter Weise trefflich gepflegt, auf dem alten Ledersopha alte Reisebeschreibungen genießend und ab und zu auch mal einen Band Tauchnitz Edition.

In einer solchen Ruhezeit hatte er dann mal einen ganz merkwürdigen Taubenschlag construiert, einmal Renaten aufs höchste erschreckt mit dem Niederzuschlagen alter Bäume im Parke und einer Verschönerung desselben, und einmal, bald nach der Hochzeit, den neuen Kirchhof angelegt.

Ihr Gedankengang wurde jäh unterbrochen durch eine recht ungewohnte Annäherung Pollys. Das alte Thier mußte irgend etwas Bekanntes wittern, es wieherte leise auf und beschleunigte seinen faulen Schritt, so daß auch Renate strammere Haltung festeren Sitz anzunehmen gezwungen war.

Was gab es denn? Was fiel denn Polly ein, sich so zu freuen?

Sollte Wilhelm die Idee gehabt haben, sie käme hier her, sich auf seinen klinken Engländer geschwungen haben und Polly sich auf den Stallkameraden freuen? Aber nein. Auf solche Feinheiten kam er nicht, ihr nach oder vielmehr vorzureiten, den Weg abzuschneiden.

Nochmals bekundete Polly ihre Freude, sie warf den Kopf auf, zuckelte unruhig hin und her und ohne auf die Wünsche ihrer Herrin Rücksicht zu nehmen, fiel sie ziemlich fest auf den Bügel, so daß sie ihr, der hoch überraschten, so erschreckten Reiterin fast aus der lässig gewordenen Hand riß und trabte willensbewußt, weit ausgreifend, dem Kirchhof entgegen, auf ein außen am Gitter angebundenes Pferd zu.

Im nächsten Moment kannte sich Renate aus. Es war das ja Garbeschütz, ein schwarzbraunes Pferd aus dem Wildauer Gestüt, und Polly stammte auch aus Wildau.

Natürlich. Wilhelm hatte ihr oft recht merkwürdige Geschichten erzählt, wie Pferde und Hunde oft jahrelange Treue und Liebe bewahren. Da mußte jemand aus Wildau im Wege sein.

Mit so heftigem Bügelrucke, daß Polly einen schwachen Versuch machte zu steigen und ihr selbst die Regentapuze vom Kopfe fiel, suchte sie anzuhalten.

Da auf der Bank saß ein Mann. Er hatte einen Steigbügelriemen in der Hand und schien mittels eines wirren Anlaufs Bindfaden einen Schaden daran auszubessern.

Italienisches Liebeslied.

Weiß nicht, was es heißen soll:
Wenn die Sternlein kommen,
Ist's, als wär' mir eine Last
Von der Brust genommen!
Schifflein fliege,
Schifflein fliege,
Fliege zur Geliebten hin,
Fior, fiore, fiorin,
Fiore di Limone!

Wenn das liebe Mondenlicht
Auf der Woge zittert,
Werd ich heiter, war der Tag
Auch durch Leid verbittert!
Schifflein fliege,
Schifflein fliege,
Fliege zur Geliebten hin,
Fior, fiore, fiorin,
Fiore di Limone!

Weiß nicht, was es heißen soll:
Wenn die Sternlein funkeln,
Hab' ich zwei vor Augen nur,
Welche all' verbunkeln!
Schifflein fliege,
Schifflein fliege,
Fliege zur Geliebten hin,
Fior, fiore, fiorin,
Fiore di Limone!

Max Walbftein.

Das Narrentum im Mittelalter.

Skizze von Paul Klein.

(Nachdruck verboten.)

Das Mittelalter, das man sich gar zu leicht nur als unpf und trübe vorstellt, war doch auch in vieler Beziehung eine gute, lustige Zeit, und in seinem Leben und Treiben zeigt sich offenbar viel mehr Humor, als heutzutage, ein gesunder, kerniger und naiver Volkshumor, der uns noch jetzt aus den „Volkbüchern“ anmutet, von denen die Engländer sagen, daß es die einzigen deutschen Schriften wären, in denen der Humor eine Stelle gefunden.

Am vollkommensten zeigt sich dieser Volkshumor in jener Menschenklasse, die aus dem öffentlichen Leben der Neuzeit gänzlich in Abgang gekommen ist, damals aber ihr goldenes Zeitalter hatte und ihre schönste Blütezeit feierte: es sind die Narren. Wir meinen damit selbstverständlich nicht die wirklichen Narren, sondern die eingebildeten, die Narren aus listigem Vorsatz, aus Schalkhaftigkeit, mit Wit und Humor und mit dem Talent, die Mienen und Manieren anderer nachzuahmen, besonders begabte Leute, die durch allerhand lustige Streiche und Poffen, durch manchen naturwüchsigen Wit, durch manches bon mot sich auszeichneten und gerade deswegen sehr beliebt waren und neckend und geneckt bei öffentlichen wie Privatangelegenheiten eine nicht unwichtige Rolle spielten, ja vielleicht die Seele derselben waren. Jene Klasse von Menschen ist allerdings heute noch vorhanden, da sie nie aussterben wird; allein im Mittelalter spielte sie eine ganz andere Rolle, war zumutmaßig, gehörte zum obligaten Luxus, hatte ihre besondere Tracht und stand unter der Aufsicht und dem Schutze der Obrigkeit; denn nicht jeder alberne Hans Dampf, der jene vorhin erwähnten Eigenschaften nicht besaß, durfte sich als ein rechtschaffener Narr ausführen.

Die mittelalterlichen Narren dienten nicht nur zur Belehrung und Unterhaltung an weltlichen und geistlichen Höfen, wo sie ein besonderes, seltsames Amt bekleideten, sondern waren auch, wie erwähnt, bei allen Festen und Lustbarkeiten zur Belustigung und Würze beteiligt. Aus dieser Stellung erwuchs ihnen ein bedeutender politischer wie sozialer Einfluß, wie sie andererseits in ihren Reden, Scherzen und Schwänken ein getreues Bild des Geistes und der Sitten damaliger Zeit geben und namentlich sehr charakteristisch die Haltung der geistlichen und welt-

lichen Großen und den Geschmack an der Kurzweil bezeichnen. Ihre Späße waten, wie das Zeitalter selbst, meist derb und plump und sind für unseren feiner organisierten Magen kaum mehr verdaulich.

Die wichtigste und bedeutungsvollste Klasse der Narren waren jedenfalls die Hofnarren, zuweilen auch lustige Räte oder Tischräte genannt, eigens gehaltene und besoldete Lustigmacher und Poffenreißer der Fürsten und Vornehmen, welche das seltsame Amt hatten, die Festlichkeiten und Lustbarkeiten derselben durch ihre Späße und Schwänke zu erhöhen und zu würzen und ihre Herren selbst nach deren ernststen Amtsgeschäften, namentlich bei der Tafel, aufzuheitern, ihnen die Langeweile sowie trübe Stimmungen und üble Laune, wovon jene Leute, mehr als andere, befallen werden, zu verschreiben. Die Großen von damals suchten sich dadurch nach der Bildungsstufe ihrer Zeit geistig zu vergnügen; doch spielte der Trieb, auf Kosten anderer zu lachen, unter Umständen auch sich selbst preiszugeben, dabei immer eine Hauptrolle. Sie wurden um so mehr zu solchen Erheiterungen hingezogen, als das Leben selbst der Höchstgestellten damals bei weitem nicht die sozialen Annehmlichkeiten und Genüsse bot, wie sie einer späteren Zeit vorbehalten waren. Als nach den Kreuzzügen die, wie erwähnt, aus dem Orient stammende zünftige Lustigmacherei und Poffenreißerei überall in Europa heimisch geworden, gab es daselbst keine Hofhaltung, die nicht der immermehr einreisenden Mode, Hofnarren zu halten, gehulbigt hätte. Diese Narren verdrängten nachgerade die Troubadours, Minstrels, Erzähler und Hofpoeten, oder diese arteten in jene aus, und im sechzehnten Jahrhundert, ihrer Blütezeit, wimmelte eine Menge dieser lustigen Vögel an den Höfen und Tafeln der Fürsten und Großen, wo sie sich einer höheren Gunst und eines freieren Zutritts zu erfreuen hatten, als andere ehrliche Hofbeamte.

Als Hofbeamte hatten die Narren ihre besondere Kleidung und Tracht. Ihr Kopf war, wie schon bei den Rimen und Gauklern der alten Griechen und Römer, geschoren. Darauf saß eine kugelförmige, zuweilen einem türkeischen Bund oder Turban ähnliche Kappe, die Narrenkappe, auch Gugel oder Kugel genannt. Sie ließ das Antlitz frei, reichte, Kopf und Hals gegen Kälte schützend, bisweilen zu den Schuttern und war nach Art der Mönchskapuzen an das Hinterteil des Kleides befestigt, damit man sie nicht abwerfen konnte. Im fünfzehnten Jahrhundert kam als weiterer Narrenputz noch der Hahnenkamm hinzu, d. h. die Kappe war mit einem Streifen roten Tuchs verziert, der einem Hahnenkamm ähnlich sah und über dieselbe von der Stirne bis in den Nacken lief. Unter die uralten Ehren- und Abzeichen der Narren gehörte aber der „Narrenkolben“, gleichsam ihr Szepter, welcher anfänglich vermutlich nichts anderes, als der Mohrtolben der bei uns in Sümpfen wachsenden Typha Linnaei, später aber von Leder gefertigt war, in Form einer zierlichen Keule und mit einem Riemen, daß ihn der Narr in der Hand tragen oder am Arme hängen lassen konnte, entweder um damit zu necken oder sich zu verteidigen. Später entstand daraus die Britsche, ein Stab von gespaltenem Holze, oft auch gleichfalls von Leder und mit Wolle ausgestopft, deren sich noch die Harlekins oder Bajazzi bedienen. Außer den gewöhnlichen einfachen Narrenkolben, hatte man auch zierliche, kunstreich gearbeitete, an denen gewöhnlich oben ein Narrentopf angebracht war. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden die Schellen, die vom dreizehnten ab als ein besonders bevorzugter Bestandteil der Toilette großer Herren und Damen gegolten hatten, jetzt aber außer Mode kamen und daher absonderlich erschienen, ein eigentümlicher Putz der Narren. Es kann indessen auch sein, daß man durch das Schellengeltingel an und für sich dem Äußeren des Narren etwas Lustiges und Hanswurstmäßiges verleihen wollte.

Der mittelalterliche Geschmack an der Kurzweil und die Art und Weise des Verkehrs mit den Hofnarren läßt sich am besten aus einigen Beispielen ersehen, die wir deshalb hier anführen wollen.

Kaiser Rudolf von Habsburg, der bekanntlich eine Habichtsnase hatte, begegnete auf einem engen Pfade einem Schalksnarren. Als die Trabanten ihn ausweichen hießen, weil der Kaiser käme, rief er, er könne vor seiner großen Nase nicht vorbeigehen. Während nun jeder meinte, der Narr werde wegen seiner Nasenweite etwas auf die Nase be-

kommen, lächelte Rudolf, bog mit der Hand seine Nase etwas zur Seite und sagte: „Geh, mein Sohn, ich habe meine Nase abgewandt, sie soll dich nicht mehr hindern.“

Der berühmteste und klügste unter den Hofnarren Maximilians I. war Kunz von der Rosen. Er hatte sich nicht minder durch seine aufopfernde Treue wie durch seine lustigen Einfälle bei ihm beliebt gemacht und sein Vertrauen erworben, so daß er beständig in seinem Gefolge war. Einem achtbaren Geschlecht entsprossen und aus Kaufleuten im Allgäu gebürtig, war er zugleich ein beherzter Soldat, der sich seines Herrn wegen oft in Lebensgefahr begab, weshalb ihn dieser auch beritten und zu seinem Trabanten machte. Als solcher begleitete er Maximilian auch, als dieser 1478 nach den Niederlanden zog, um sich mit der Erbin der burgundischen Krone, Maria, zu vermählen. Als die Bewohner von Brügge nach Marias Tode (1482) den König Max hinterlistig gefangen nahmen, brang Kunz, in des Königs Beichtiger verkleidet, mit Gefahr seines Lebens und unter vielen Mühen und Aufopferungen in den festen Gewahrsam seines Herrn und suchte ihn durch Verkleidung zu retten. Als er vor dem gefangenen König stand, schalt er ihn aus, da er auf seine Warnungen nicht gehört hatte, und sprach: „Siehe nur, find' ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gottes Marter schänd', warum hast du mir nit gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe mein Leben beinetwegen gewagt, du mußt mir aber jetzt besser folgen.“ Der König sollte nun in der Maske des Beichtigers hinausgehen, während Kunz, sein Leben aufs Spiel setzend, in der Hast zu bleiben gedachte. Max aber, der das den Brüggen verpfändete Wort nicht brechen wollte, schlug, trotz aller Nöthigung über seines Dieners Treue, das Anerbieten aus. Da schied Kunz von ihm weinend und zürnend mit den Worten: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als du zuvor gewesen, und mir nit folgen willst. So behüte dich Gott, mein narrender König, du bist gar zu fromm vor die Fläminger!“ — Auch am Hofe, im Aussprechen der Wahrheit, bewies Kunz jederzeit solchen Mut, und Grafen, Junker und Herren fürchteten seinen Spott gleich der ärgsten Buchtrute; selbst mit seinem geliebten Herrn machte er keine Ausnahme. Als Kunz einst mit einem Fürsten in Gegenwart des Kaisers Karten spielte und zwei Könige bekam, fragte er, ob derjenige das Spiel gewänne, der drei Könige habe, und als sie es bejahten, zeigte er ihnen seine beiden Könige in den Karten, ergriff den Kaiser beim Arm und rief: „Hier ist der dritte König!“ indem er sogleich das Geld einstrich. Dabei wandte er sich zum Kaiser und sagte, auf dessen große, von den Fürsten gemißbrauchte Gelindigkeit anspielend: „Siehe, Max, für solch einen Kartenkönig halten dich deine Fürsten!“

Der lustige Rat nahm sich auch insonderheit mutig der Armen an, bettelte für sie bei den vornehmen Herren, die an den Hof kamen, und wenn diese spielten, erhob er von ihnen einen Rehten für die Bedürftigen und ließ von den Gewinnenden einen Goldgulden zahlen, den er an seinem Gute befestigte, um ihn gelegentlich einem Notleidenden zu geben. — Kunz, der sich in seinen späteren Jahren noch verheiratete und einen eigenen Hausstand gründete, starb mit seinem Herrn in einem Jahre (1519) und liegt zu St. Anna in Augsburg begraben. Ein Zeitgenosse gibt ihm das Zeugnis: „Konrad von der Rosen könne er nicht einen Narren nennen, denn derselbe sei unter seinesgleichen gewesen, was die Edelsteine unter den Steinen.“ (Schluß folgt.)

Gute Gedanken.

Jemand, der im Leben das Leid und die Mühe scheut, ist wie ein Käufer, der die Ware fordert, den Preis aber behalten möchte.

Dem Sumpfe auszuweichen ist keine Kunst, aber sich herauszuziehen — das ist eine!

Ohne Egoismus kein Erfolg! Denn Egoismus ist die Seele des Ehrgeizes, der Ehrgeiz die Triebfeder der Tätigkeit und diese die Grundlage des Erfolges.



Selbstschätzung.

Ein junger Mann schickte seiner Braut seine Photographie per Post. Um Porto zu sparen, schreibt er auf das Douvert: „Muster ohne Wert.“

Umgekehrt.

„Ich bedaure Sie aufrichtig, lieber Müller, wegen Ihren Geldverlegenheiten; Sie können mir als Freund stets volles Vertrauen schenken.“ — „Ja, bester Schulze, eine solche Art Freund suche ich freilich nicht; ich brauche vielmehr einen, der mir volles Vertrauen schenkt.“

Das Doppelrezept.

Eine Schauspielerin, die als sehr schwachhaft bekannt ist, schickte eines Tages eilig nach dem Arzt. Sie behauptete, krank zu sein, und verlangte von ihm eine schriftliche Bescheinigung ihrer Aussage. „Ich weiß nicht, ob Ihnen etwas fehlt, lassen Sie mich Ihren Puls fühlen,“ lautete die Antwort, — „so, ich danke, ein wenig Ruhe wird Sie bald wieder herstellen!“ — „Aber, Herr Doktor, ich versichere Ihnen, daß ich sehr krank bin; sehen Sie doch meine Zunge.“ — „Ja, ich sehe, mein Fräulein, die ist wie Sie; ein wenig Ruhe wird auch ihr gut tun!“

Bereinfachte Naturgeschichte.

„Was ist der Unterschied zwischen zweifüßigen und vierfüßigen Tieren?“ „Die zweifüßigen haben zwei und die vierfüßigen vier Beine, also ist der Unterschied zwei Beine.“

Das letzte Wort.

Mama (zu ihrem verzogenen Töchterlein): „Elisa, jetzt bist du aber ruhig! Es ist nicht mehr zu ertragen — immer mußt du das letzte Wort haben.“ — Elisa: „Das ist doch nicht meine Schuld — wie kann ich denn vorher wissen, daß du nichts mehr sagen willst!“

Ein Beweismittel.

Herr: „Ich habe gestern bei Ihnen eine Flasche mit kaltem, süßigen Wein gekauft, kann aber den Stöpsel unmöglich herausbringen.“ — Droguist: „Ja, sehen Sie, das eben ist die Garantie für die Güte des Weines, daß er selbst auf Glas hastet. Wenn der Stöpsel herausginge, so würde der ganze Wein nichts wert sein.“

Geraten.

Der Bediente des Generals P. klopfte dessen Uniform auf dem Hausflur aus, da trat ein fremder Mensch zu ihm, und übergab ihm ein Schreiben mit den Worten: „Geben Sie diesen Brief sogleich Ihrem Herrn, ich warte auf Antwort.“ Der Diener lief zum General und übergab ihm den Brief. Dieser entiegelte ihn und las laut: „Gerät es nicht, so ist's gut, Gerät es, — auch gut.“ Der Mensch muß toll sein,“ rief er aus. „Daß den Boten herein kommen!“ Der Diener lief hinaus, kam aber sogleich wieder und schrie: „Ach Gott, es ist ihm schon geraten, den Kerl hat die Uniform gestohlen.“